

DAS PRINZIP

DER



BORSCHTSCH

SPARSAMSTEN

AUSGABE 14

ISSN: 2194-1505

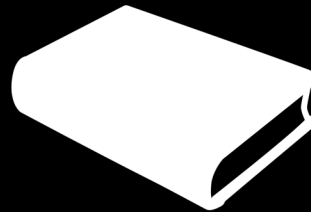
ERKLÄRUNG



BORSCHTSCH

metamorphosen. Magazin für Literatur und Kultur und
Das Prinzip der sparsamsten Erklärung
präsentieren den

SUPERPREIS FÜR LITERATUR



Literatur ist gut. Wir suchen welche mit mehr Inhalt, verbesserter Rezeptur und noch schnellerer Wirkung. Sprich, wir suchen Literatur, die auch Maxim Biller gefällt. Wir vergeben: einen Preis. Den *Superpreis für Literatur*. Zu gewinnen: Geld für Bier, Books und Brötchen. Außerdem Autorenfotos, Art Investment und Publikation.

Warum wir das machen? Preise sind gut. Doch mit ihnen zeichnet sich meistens der Betrieb selbst aus. Wir zeichnen die aus, die sonst keinen bekommen. *We got the 1,99 € and you got the show*. Ein Text hat maximal 15.000 Zeichen (mit Leerzeichen), sieht nach Lyrik, Prosa oder Essayistik aus und verwendet deutsche Worte. Einsendeschluss ist der 31. März 2016, 00:00 Uhr (MEZ).

Mehr unter: superpreisfuerliteratur.de
Einsenden an: einsenden@superpreisfuerliteratur.de

„Komm, lass uns die Tiere im Vorgarten erforschen!“

F. B.

„Wir lieben dich, aber deine Literatur verstehen wir nicht.“

L. F.

„kalter juice und kaltes kotzen.“

L. H.

„Für eine österreichische Gegenwartskunst ohne Psycho-Chris.“

E. K.

„Vom Rochen gestochen krabbabln Krabbabln, Möhren röhren, Affen gaffen. Der Hirsch unwirsch das Reh, komm geh. Herzschmerz. Nur Welpen verhelpen Drachen zum Lachen. “

M. M.

„Ist Ohnmacht erholsam?“

P. P.

Inhalt

SEITE 5

KATRIN BAUMER // <i>Oktopoden und Groupies</i>	SEITE 6
WOLFGANG VOGEL // <i>Stadt, Land, Textilreinigung</i>	SEITE 13
SEBASTIAN WIPPERMANN // <i>Ein Paketzusteller berichtet</i>	SEITE 19
KATRIN THEINER // <i>Kekse</i>	SEITE 24
GUNNAR KAISER // <i>Vielleicht zu träumen</i>	SEITE 31
MICHAEL GASCHLER // <i>Dem Mond ist das egal</i>	SEITE 36
IMPRESSUM	SEITE 41



Oktopoden und Groupies

SEITE 6

Katrin Baumer, München

Meine Mutter ist ein Groupie. War sie schon immer, seit ich denken kann, und sie hat niemals damit aufgehört. Eigentlich habe ich sie nie gesehen. Nur die Fotos, die sie meiner Großmutter in unregelmäßigen Abständen schickte. Sie, in kurzen Kleidern und Biker-Boots, in Tourbussen, jubelnd in der ersten Reihe, auf Bühnen, in innigen Umarmungen mit ihren Idolen oder auf ihrem Schoß sitzend, während übertolle Aschenbecher und eine Menge leerer Flaschen auf dem Tisch vor ihnen standen. Dazu gekritzelte Kommentare auf der Fotorückseite wie „That's fucking life, you know“ oder „Man lebt nur einmal!“ oder manchmal einfach „Rock'n'Roll!“. Meine Mutter war blondgefärbt und wild, klein und stämmig, meistens mit Zigarette im Mund. Ihre Augenbrauen und ihre Augen

waren dunkel, wie bei allen in unserer Familie.

Ich bin ein echtes Groupie-Kind. Gezeugt irgendwo im Backstagebereich, dann bei meiner Großmutter abgegeben, und wer mein Vater ist, weiß ich nicht. Meine Mutter weiß das auch nicht. Ich bin oft die Fotos ihrer Helden durchgegangen und habe verglichen, aber ich hab nie eine Ähnlichkeit erkannt. Oma sagte immer, ich seh aus wie Opa. Nicht sehr hilfreich.

Sie sei zu jung, hat meine Mutter zum Abschied geschrieben, und was sollte sie denn mit einem Kind. Sie müsse erst selbst noch leben, sie könne jetzt nicht einfach einen auf Mutter machen. Offensichtlich fand sie nie, dass sie genügend gelebt hatte, zumin-



dest ist sie nicht wieder aufgetaucht und ich bin bei Oma aufgewachsen.

Ich hatte es gut da, also habe ich meine Mutter nicht wirklich vermisst. Nur Oma war immer ein bisschen wütend, wenn sie über sie sprach. Und das tat sie oft. „Ein Groupie ist deine Mutter, weißt du, was ein Groupie ist? Das hat sie nicht von mir, das nicht!“

Ich wusste natürlich nicht, was ein Groupie ist, und weil sie es Grupi aussprach und wir in Düsseldorf wohnten, dachte ich eine Zeitlang, das würde bedeuten, dass meine Mutter bei der Tauchschule Grupi arbeitet. An der bin ich immer auf dem Weg zur Kindertagesstätte mit Opa vorbeigefahren, irgendwann habe ich die Buchstaben entziffert, und ich war sehr verwundert darüber, dass Leute, die in Tauchschulen arbeiten, offensichtlich keine Zeit haben, nach Hause zu kommen.

Ich fing an, mich unglaublich für Fische zu interessieren und wollte später mal Taucher werden. Meine liebsten Meeresbewohner waren die Oktopoden. Drei Jahre hintereinander ging ich zu Karneval als Oktopus. Oma nähte mir ein beeindruckendes Kostüm mit acht Armen aus Schaumstoff, die am Gürtel herunterbaumelten. Die Saugnäpfe bastelte sie aus alten Kronkorken. Ich beschäftigte mich stundenlang mit der Perfektion der Laute, die so ein Oktopus meiner Meinung nach von sich gab. Eine Mischung aus Saugen und Blasen musste das sein und die Kunst an der Sache war, dieses Geräusch laut und durchgehend zu fabrizieren ohne zu sabbern.

Beim Spiel „Cowboy gegen Oktopus“, das wir in der Kita-Gruppe erfanden, war ich leider immer unterlegen, weil sich jedes Mal mindestens acht Cowboys auf mich stürzten und mir ihre Plastikpistolen auf den Kopf hauten. Der war



zwar ebenfalls schaumstoffgepolstert, besonders gemocht habe ich das Spiel aber trotzdem nicht.

Als ich in die Schule kam, zogen wir aufs Land und mir wurde zum ersten Mal klar, dass mein Leben auf einer Lüge aufbaute. Einer selbstverschuldeten. Ich lernte lesen und googeln und so fand ich heraus, dass meine Mutter rein gar nichts mit der Tauchschule in Düsseldorf zu tun hatte. Oder mit irgendeiner Tauchschule. Oder mit Oktopoden. Als Siebenjähriger wusste ich aber nicht, dass so eine Lebenslüge ein Grund sein konnte, den Boden unter den Füßen zu verlieren, und so blieb ich einfach darauf stehen und justierte meinen Plan etwas nach. Ganz offensichtlich war es der Beruf meiner Mutter, Musikern hinterherzureisen. Die logische Konsequenz: Ich musste Musiker werden. Eine Umsetzung dieses Plans war gar nicht so kompliziert, da ich zu jener Zeit ohne-

hin bereits angefangen hatte, ein Instrument zu spielen. Im Gegensatz zu den anderen Kindern in meiner Flötengruppe war ich passioniert, stellte die Flöte für mich doch das schönste Instrument von allen dar, da sie mich an den Arm eines Oktopus erinnerte. Ich warb die Mädchen in meiner Klasse an, meine Groupies zu werden, was sie aber nicht so toll fanden, weil sie alle selbst Flöte spielten und deshalb meinten, sie hätten ebenfalls Groupies verdient. So handelte ich mir lediglich einige Schläge mit billigen Blockflöten ein, und da ich das ja noch von „Cowboy gegen Oktopus“ kannte, dachte ich, es müsse mein Schicksal sein. Ich lernte: Das Leben eines Künstlers ist mit Schmerz verbunden. Und mit Spucke. Die spritzte in Strömen aus den Mädchenflöten, was ich nun wirklich nicht nachvollziehen konnte, da meine immer trocken war. Den Saug-



und-Blasübungen der Oktopodengeräusche sei Dank.

Schnell wurde ich zum Flötenstar in meiner Grundschule. Ich spielte virtuose Soli, die neue Erkenntnis vom Schmerz fand ihren Ausdruck in meinem Flöten-ton, in dem immer ein wenig Wehmut mit-schwang, und das erkannte auch die Lokalpresse, die mich „der junge Fleintje“ nannte. Also Fleintje, so wie Heintje mit Flöte. Weil Heintje ja auch so melancholische Lieder gesungen hat.

Für mich bedeutete der Fleintje-Artikel eine Menge - vor allem, dass ich so schnell wie möglich fortmusste, zurück in die Stadt. So schnell wie möglich war, als ich mein Musikstudium in Köln begann. Meine Mutter hatte sich nie gemeldet. Ich konnte mich fast nicht mehr an die Fotos erinnern, aber mittlerweile mussten die meisten ihrer Helden tot sein, oder steinalt. Vielleicht jagte sie den steinalten immer noch

nach, ich stellte sie mir oft vor, in den ewig gleichen Boots, in den ewig gleichen Bussen, und wie sie schwitzend und röchelnd vor der Bühne stand, und die Musiker standen auf der Bühne und schwitzten und röchelten auch und den ersten Bandscheibenvorfall hatten die meisten schon hinter sich, manche fortan mit künstlichem Darmausgang, manche mit Gehwagen, aber immer noch Rock'n'Roll und hey ihre dünn gewordenen langen Haarfransen flatterten in der Windmaschine.

In Köln auf jeden Fall sollte alles anders werden für mich. Jetzt fing das Leben an. Die 30-Quadratmeter-Wohnung teilte ich mir mit einem 1000-Liter-Aquarium und Vulgaris, der Vulgaris hieß, weil er ein Octopus vulgaris, also ein gemeiner Kraken war. Das Bett teilte ich mit Michi, meinem langhaarigen tätowierten Freund, der Proteinshakes trank und sich ein bisschen



vor Vulgaris ekelte, da konnte ich ihm noch so oft erzählen, dass Oktopoden ungestielte Saugnäpfe ohne Verstärkungsringe an ihren Armen tragen und die intelligentesten aller Weichtiere sind. Und ob er das nicht auch unglaublich faszinierend fände. Mhm, nickte Michi. Faszinierend. Und dass sich die Intelligenz von Oktopoden mit der von Ratten vergleichen lässt. Michi sagte nichts. Mit der von Ratten. Wiederholte ich. „Ja, von Ratten!“, unterbrach mich Michi angewidert und schüttelte sich seine Mähne aus dem Gesicht. „Faszinierend.“ Ich trug die Haare sehr kurz, was daran lag, dass sie sich bereits mit Anfang 20 merklich lichteten, Michi machte das aber nichts aus. Er strich mir über die hohe Stirn und meinte lächelnd: Intellektuellenschädel. Michi war nämlich eigentlich sehr sensibel, spielte Oboe und weinte bei so ziemlich jedem Film, den wir uns gemeinsam ansahen – egal welches Genre. Ich hatte ihn im Studi-

um kennengelernt und war ihm gleich aufgefallen, sagte er. Sofort in mich verliebt habe er sich, sagte er. Er war mir natürlich auch aufgefallen, aber nur, weil er so dermaßen aus der Masse stach und Muskeln hatte und ich ihn deshalb bat, mir zu helfen, Vulgaris' Aquarium in meine Wohnung zu tragen. Als Dankeschön lud ich ihn auf ein Bier ein, als Dankeschön lud er mich auf ein Bier ein, ich ihn, dann er mich, und so ging das weiter, bis er mich mit nach Hause nahm und wir nackt, völlig verkatert und eng umschlungen nebeneinander aufwachten. Also, eng umschlungen hieß, dass Michi sich im Schlaf über mich gestülpt hatte wie ein Kraken, der seine Beute erdrückt. Von da an sollten wir immer so aufwachen, obwohl ich das eigentlich gar nicht mochte, so eng.

Auch an Michis Gefühlsschwankungen musste ich mich erst gewöhnen. Er fand



eigentlich immer irgendetwas traurig. Oder rührend. Oder bewegend. Oder zum Heulen schön. Ich kannte das bis dahin nicht. Meine Großeltern waren eher pragmatisch gewesen, und ich auch. Deshalb war es auch Michi, der Rotz und Wasser heulte, als er mich zur Beerdigung von Oma begleitete. Opa war schon vor ein paar Jahren gestorben. Michi also stand schniefend und schluchzend neben mir, als der Sarg in die Erde gelassen wurde, ich spielte ein paar launige Stücke auf der Flöte, weil das doch sonst viel zu dramatisch gewesen wäre. Michi heulte immer noch, als wir längst im Auto saßen und nach Köln zurückfuhren. Also, ganz dezent, aber immer wieder hörte ich ein leises Wimmern vom Beifahrersitz. Ich fand das ein bisschen anstrengend und schaltete das Radio ein, deshalb merkte ich nicht, dass das Wimmern irgendwann aufhörte. Keine Ahnung, wie lange Michi mich schon schweigend angestarrt hatte, bis er endlich sagte: „Wieso war keiner

da?“ „Na waren doch welche da“, sagte ich, ohne ihn anzusehen. Michi ließ nicht locker: „Du weißt, was ich meine. Nicht die alten Dorfweiber, die auf jeder Beerdigung stehen. Was ist mit deiner Familie?“

Ich hatte ihm nie viel über mich erzählt – wozu auch. Das Nötigste wusste er. Dass ich in Düsseldorf geboren worden war und dass ich Flöte spielte und Oktopoden mag. Das ist es, was mich ausmacht. Mehr nicht. Als ich ihm das sagte, schossen ihm sofort wieder die Tränen in die Augen. Wie er mich in dem Moment nervte. „Mensch Michi, jetzt mach hier mal kein Drama wo keines ist! Ich habe meine Mutter nie kennengelernt, und was meinen Vater betrifft, wusste sie nicht einmal selbst irgendwas, also wo ist das Problem? Spars dir Michi! Ernsthaft!“

Die restliche Fahrt schwiegen wir. Zuhause auch. Ich setzte mich vors Aquarium und schaute *Vulgaris* zu, der mit



seinem Lieblingsfangsarm kleine Felsbrocken herumrollte. Das wissen auch ganz viele nicht, dass Oktopoden Lieblingsarme haben. Michi saß mit dem Laptop auf dem Bett und tippte wie ein Besessener. Das ging so über Tage. Bis er irgendwann aufstand und einen pinkfarbenen Post-It mit einem Namen und einer Adresse drauf vor mein Gesicht an die Aquariumscheibe klebte. „Das ist die Adresse, unter der sie gemeldet ist“, sagte er. „Wer“, sagte ich, obwohl ich es natürlich wusste. Michi ging gar nicht erst darauf ein, sondern sprach gleich weiter. Es klang, als hätte er sich das ganz genau im Kopf zurechtgelegt. Keine Ahnung, was er alles in Bewegung gesetzt hatte, um sie ausfindig zu machen. „Tu damit, was du willst. Ich werde das Thema nicht mehr ansprechen.“ Er stockte und atmete hörbar ein. „Aber du weißt...“, sagte er mit zitternder Stimme, „dass ich da bin.“ „Ach Michi, du bist melodramatisch“, sagte ich und starrte

ins Aquarium. „Wir sind hier nicht in irgendeinem bescheuerten Film.“ „Ich brauch Luft“, sagte Michi und warf die Tür hinter sich zu.

Vulgaris hockte direkt unter dem Post-It. Es sah aus, als hätte Michi ihm den Zettel aufs Hirn geklebt, wie bei diesem Spiel, bei dem man erraten muss, welche Person man ist.

Nur, dass Vulgaris das Spiel nicht kannte. Und deshalb auch niemals erraten würde, wer er war.



Wolfgang Vogel, Jena

Lockerere Statuten, Unsicherheiten im Umgang mit- und nebeneinander sowie der Ehrgeiz und die Konkurrenz zwischen den Nachbarn beförderten zum Anfang der Kleingartenbewegung kunstvoll inszenierte und ausgetüftelte Lauben unterschiedlichster Art. Die einst aus der Not geborene Bewegung mit der Absicht Hunger und Armut zu lindern avancierte zu einem unterschwelligen Wettbewerb für Kreativität und Heimwerkerhandwerkskunst. Der etwas in die rechte Bildhälfte gerückte Jakob steht stolz mit in die Hüfte gestemmter Hand vor der Gartenhütte, die er zusammen mit seinem Vater auf Vordermann gebracht hat.

Der untere Bildrand offenbart eine Einfassung in Form von kurzen Holzpfeilen für ein rund angelegtes Blumenbeet. Rosen, Bodendecker, Vergissmeinnicht und andere Ziergewächse markieren den Vor-



hof für den Erker der Gartenlaube. Die kleineren Fenster links und rechts bilden den Anbau an die bestehende Hütte, die ursprünglich den reinen Zweck des Unterstandes für Mensch bei Regen und Gartengerät bei Abwesenheit des Menschen hatte. Linker Hand befindet sich nun nach dem Umbau eine kleine Küche mit Waschschüssel und Arbeitsfläche für die Dame des Hauses, damit geerntetes Obst und Gemüse sofort verwertet werden kann. Ein ausgemusterter Buffetschrank bewahrt ebenso ausgemustertes Geschirr, Besteck und Gläser auf, die zu geselligen Anlässen genutzt werden. Einige Flaschen selbst hergestellten Schlehn-schnapses und Gläser mit Eingemachtem stehen zudem für unvorhergesehenen Besuch oder als Geschenke für nachbarschaftliche Hilfe in dem sperrigen Möbelstück bereit.

Der rechte Anbau ist vom Hauptraum mit einer Tür abgetrennt und enthält ein Bett. Im Sommer übernachtet die Fami-

lie oft in der Kolonie und macht es damit den reichen Sommerfrischlern nach. Zudem findet sich hier ein Kleiderschrank. Spärlich bestückt, hängen in ihm ein paar Textilien, so dass bei einem Malheur oder nach einer besonders dreckigen Arbeit im Garten Ersatzkleidung vorhanden ist. Im Fach über der Kleiderstange sind noch Tischdecken, Hand- und Küchentücher gelagert. Unten stehen feste Schuhe und zwei Weidenkörbe. Der Schrank ist wie alles in der Laube aus dem eigentlichen Haushalt der Familie und gerade noch gut genug gewesen, dass man ihn hier nutzt. Zumindest redeten sich die Besitzer das so ein. Besonders Franziska, die Mutter von Jakob, verstand es, ihren Mann um den Finger zu wickeln. Insgeheim wünschte sie sich einige neue Stücke für die Wohnung, obwohl die Bestandsmöbel durchaus noch ansehnlich und durch ihre Pflege fast makellos waren, sodass eigentlich kei-



ne Notwendigkeit einer Neuanschaffung bestand. Möbel kaufte man schließlich fürs Leben. Der neu gewonnene Platz, der Bedürfnis nach Gemütlichkeit in der umgebauten Laube und eine geschickte Verhandlungstaktik ermöglichten Franziska Süß (geb. Kiewewetter) einige Neuerungen in der Wohnung, die sie sich schon lange wünschte.

In dem kleinen Zimmer schlief der 13-jährige Jakob, wenn die Familie im Garten nächtigte. Den Eltern war das zugegebenermaßen etwas unbequemere, zu einem Bett umbaubare Sofa im Hauptraum des Häuschens vorbehalten. Es steht gegenüber des großen auf dem abgedruckten Bild sichtbaren Fensters an der Wand vor einem kleinen Sofatisch. Zwischen der Küche und dem Sofa ist der einzige Eingang zur Laube. Tritt man aus dieser Türe hinaus, steht man auf einer überdachten Veranda mit einer Gartenbank und einem Tisch.

Am großen Fenster im Inneren arrangierte Franziska den kleinen Essplatz um einen runden Tisch mit vier Stühlen, die sie mit einem befreundeten Gastwirt gegen ihre Unterstützung in der Küche eingetauscht hatte. Auch wenn der Essplatz nie genutzt wurde, weil entweder viel Arbeit im Garten zu verrichten war oder man ohnehin lieber draußen auf der Veranda saß, gefiel es der Familie, dass sie zumindest die Möglichkeit dazu gehabt hätte, in ihrem kleinen Salon zu speisen. Höchstens Jakob nutze den Tisch, wenn er Schularbeiten erledigte. Aber auch das war selten. Jakob interessierte sich mehr für das Handwerk und half seinem Vater bei den anfallenden Arbeiten. Das große Fenster zum Beispiel hatten beide zusammen angefertigt. Besondere Mühe bereitete das geschwungene Mittelteil, wobei beide mit derlei Arbeit nach der Anfertigung der Giebelverzierung schon mehr als vertraut waren.



Während die Küche und das Schlafzimmer an der Wand ähnlich dem Außengiebel mit Holzbrettern verkleidet waren, hatten sich die beiden Männer im kleinen Salon richtig ins Zeug gelegt: Zuerst wurden dünne und großflächige Holzplatten fugenfrei auf die bestehende Substanz angebracht, sodass eine glatte Wandstruktur entstand, die im nächsten Schritt mit einer kunstvollen und für die Verhältnisse der Familie relativ teuren Tapete beklebt wurde. Eine bauchige Öllampe über dem Esstisch und ein paar Bilder, die Franziska aus dem Haus ihrer Eltern retten konnte, vollendeten das Ensemble für die Familie zufriedenstellend. Nachbarn, Freunde und Familie zollten bei der Besichtigung den gebührenden Respekt.

Wenn die Familie mit der Straßenbahn in ihren Garten außerhalb der Stadt fuhr, sagte sie immer: „Wir fahren aufs Land“. Von der Veranda aus blickten die Süßs auf ihre reichhaltigen Gemüsebeete und

Fleckentfernungstabelle	
Wasserflecken	dämpfen oder überbügeln mit feuchtem Tuch.
Blut	erst kaltes Wasser, dann mit Seife oder Feinwaschmittel spülen. Ggf. über Nacht mit Burna (handwarm) einweichen und dann spülen.
Bier	lauwarmes Wasser, dem auch etwas Spiritus zugesetzt sein kann.
Kaffee	ausspülen mit kaltem Wasser, bei hartnäckigen Fällen mit Glycerin aufweichen, dann mit lauwarmem Wasser ausspülen.
Rotwein	sofort mit lauwarmem Wasser auswaschen, da Seife bzw. Feinwaschmittel zugegeben ist.
Fette	Tetrachlorkohlenstoff oder Benzin.
Harz, Teer, Ölfarbe, Schuhcreme und Milch	aufweichen mit Glyzerin bzw. bei Ölfarbe mit Terpentin, trocknen lassen, mit lauwarmem Wasser ausspülen, trocknen lassen und mit Tetrachlorkohlenstoff oder Benzin ausspülen.
Parfüm, Likör	Spiritus, dem notfalls etwas warmes Wasser zugesetzt wird.
Obst, Tinte	verdünnter Salmiakgeist, evtl. Mischung aus 3 Teilen Spiritus und 1 Teil verd. Salmiakgeist evtl. auch Zitronensaft, gut ausspülen mit kaltem Wasser.
Wachs	vorsichtig abkratzen und mit Tetrachlorkohlenstoff oder Benzin nacharbeiten.



gelangten auf einem langen Weg zum Tor, das auf den kleinen Weg zwischen den Nachbargärten führte, die wie der Garten von Familie Süß mit einer Hecke begrenzt waren. Hinter der Laube am Schmuckbeet vor dem großen Fenster waren die Obstbäume. In der hintersten Ecke befand sich noch so etwas wie der Wirtschaftsbereich des Gartens. Die Kompostanlage grenzte an einen Geräteschuppen, an den wiederum ein Abort angeschlossen war, welcher von außen die Formensprache des großen Hauses aufnahm, im Inneren jedoch eher karg gestaltet war.

In jedem Fall bemerkenswert erscheint, dass die Familie offenbar aus einem urban geprägten Alltag in eine historisch romantisierte, an das ländliche Leben angelehnte Welt flüchtet, die geographisch nah das defizitäre Stadtleben zu kompensieren vermochte. Im nächsten Schritt hingegen entzaubert Familie Süß das einfache Landleben, indem sie sich auf dem vermeintlichen Land zumindest

annähernd den gewohnten Komfort ihrer Stadtwohnung schuf. Hat man Land, fehlt die Stadt. Und umgekehrt.

Nun ist die Photographie in einem sehr eigenwilligen Format. Die Ecken wurden ungeschickt mit einer Schere rund zugeschnitten und Knicke sowie Risse zeugen davon, dass das Bild nicht etwa in einem Rahmen oder Fotoalbum aufbewahrt wurde, sondern dass es sich um einen Gebrauchsgegenstand handelte. Die Rückseite gibt genauere Auskunft: Das Foto ist auf einen etwas dickeren Karton geklebt, der eine Fleckenentfernungstabelle beinhaltet und hier nun, sozusagen als Schmankerl, den haushaltlich interessierten Leserinnen und Lesern eine Anleitung zur fachgerechten Fleckenentfernung aus Textilien präsentiert. Die strahlend



weißen Vorhänge der Laube lassen darauf schließen, dass Franziska eine hervorragende Wäscherin war, sodass Sie ihren Tipps ruhig vertrauen sollten. Ich schlage vor, dass Sie sich die betreffende Seite ausdrucken und die Tabelle vielleicht auf die Rückseite eines Fotos Ihres Kindes oder Hundes kleben, sodass Sie beides immer zur Hand haben.



Ein Paketzusteller berichtet

SEITE 19

Sebastian Wippermann, Hildesheim

Ich liefere Pakete aus für einen Postdienstleister. Das heißt, ich versuche es, ich versuche es wirklich, jeden Tag versuche ich es aufs Neue. Bloß ist fast nie jemand zu Hause, der die Pakete entgegennehmen könnte. Zu Hause sind höchstens die Soziophoben und die machen die Tür nicht auf, zucken nur kurz zusammen in ihren Fernsehsesseln oder zappen panisch ein Programm weiter. Wenn ich an der Tür lausche, kann ich das hören. Mit jedem Klopfen, mit jedem Klingeln, ein Programm weiter, vielleicht glauben sie, dass die Pakete Sprengstoff enthalten oder Milzbrand, sicherlich halten sie ihre Nachbarn für die Terroristen aus den Abendnachrichten.

Treffe ich niemanden zu Hause an, müssen die Pakete zurück ins Depot gebracht werden, am nächsten Tag dann wieder abgeholt. Neuer Tag, neues Glück, so sagt

man doch, oder? Bloß, dass auch am nächsten Tag niemand da ist und auch nicht am darauffolgenden. Jeden Tag fahre ich, so kommt mir das vor, von aller Welt vergessene Pakete in der Stadt spazieren und liefere sie abends wieder im Depot ab. Manchmal denke ich, ich sollte sie einfach behalten, denn ein bisschen fühlt es sich an, als würden sie mir längst gehören, jedenfalls zu mir gehören. Niemand in dieser Stadt interessiert sich für sie, und niemand in dieser Stadt interessiert sich für mich, das ist das verbindende Element. Ich fahre rum in meinem alten Skoda Favorit, in dem ich jetzt auch wohne, und schaue mir all die Leute an, die sich nur für ihre eigenen Angelegenheiten interessieren. Vielleicht später, wenn die Nacht hereinbricht, nochmal kurz für einen



anderen, einen gutaussehenden Menschen, notgedrungen dann auch für dessen Angelegenheiten, für mich jedenfalls interessieren sie sich nicht. Und ein bisschen versteh ich das ja, so interessant bin ich nicht. Ich bin nur ein Paketzusteller, der in seinem Skoda Favorit wohnt, meinem ersten und einzigen Auto. Den Skoda, das vielleicht ist schon ganz interessant, bekam ich von meinem Vater. Der wiederum bekam ihn von einem Trinker, der eines Nachts die Zechen in unserer Gaststätte nicht zahlen konnte. Mein Vater sagte dem Mann, er könne den Wagen jederzeit wiederhaben, er müsse einfach nur zurückkommen und seinen Deckel bezahlen. Aber der Mann schwankte versonnen in die Nacht und ließ sich nie wieder blicken. Ein halbes Jahr stand der Skoda daraufhin vor der Gaststätte. Zu meinem Achtzehnten drückte mein Vater mir dann den Schlüssel in die Hand und ich fuhr mit einem Mädchen, das ich mochte in die Stadt zu

McDonalds. Ab da wird es dann wieder uninteressant, denn was danach passierte, auf der Rückfahrt von McDonalds, das kennt wohl jeder. Darüber zu berichten, reißt nur den Schorf von alten Wunden. Reden wir lieber übers Hier, reden wir übers Jetzt.

Hier und Jetzt ist Mittwoch, das bedeutet seit jeher Bergfest, Worte wie diese geben der arbeitenden Bevölkerung Hoffnung, also auch mir, denn ich gehöre wieder dazu. Ich fahre wie jeden Tag durch die Stadt, auf der Rückbank meine Habseligkeiten, im Kofferraum die unzustellbaren Pakete. Etwas mehr als ein Drittel der Route liegt hinter mir, langsam bewege ich mich wieder auf das Innere der Stadt zu, keine Gärten mehr und die Häuser werden höher, zusammengepferchter leben die Leute hier. In Hongkong, darüber las ich neulich etwas in der Zeitung, gibt es hunderttausend Menschen, die in Käfigen leben. Käfigmenschen werden



die genannt, schön plakativ. Die Käfige sind in schmutzigen Zimmern übereinander gestapelt, in jedem Käfig liegt eine Matratze und auf jeder Matratze liegt ein Mensch. Von einem dieser Menschen, einem alten Chinesen ohne Zähne, war ein Foto abgedruckt: Der Mann in seinem Käfig, und in diesem Käfig ein noch kleinerer Käfig, in dem der Mann einen winzigen Vogel hielt, mit goldenem Gefieder. An diesen Vogel denke ich, während ich die Treppe bis ganz nach oben steige. Die Leute, die die schwersten Pakete bestellen, wohnen immer ganz oben. Das ist ein Menschengesetz. Ich hinterfrage das nicht, ich bin schon froh, wenn jemand da ist. Die Frau, die das Paket entgegennimmt, trägt Pyjama. Sie sagt, sie hat sich ein Home Office eingerichtet, arbeitet von zu Hause aus. Seit ich in meinem Skoda wohne, arbeite ich ebenfalls von zu Hause aus und doch, das ist das Schöne, bin ich unterwegs, sehe die Häuser wachsen und die Gärten

schrumpfen und die Bärchen und Herzen und Rotweinflecken auf den Pyjamas der Dachgeschossfrauen, sehe an guten Tagen sogar, wie sich ihre Brüste abzeichnen unter dem dünnen Stoff, wenn sie versuchen, die schweren Pakete hochzuheben. Ich helfe nicht jeder von ihnen, das lässt der strenge Zeitplan nicht zu, aber dieser Frau helfe ich. Sie sagt, sie hat im Internet einen Wasserspender bestellt. Für ihr Home Office.

Als ich ein bisschen außer Atem zurück zu meinem Auto komme, bemerkte ich, dass sich auf Fahrer- und Beifahrersitz Kinder lümmeln. Ein Junge und ein Mädchen, der Junge etwas älter, bestimmt sind es Geschwister. Auf dem Kopf haben sie Kartons, vorne aufgeschnitten, sodass sie hindurchschauen können. Astronautenhelme sind es, die sie sich aus aufgerissenen Paketen gebaut haben. Auf meine Frage, was sie in meinem Auto zu suchen ha-



ben, antwortet der Junge, er und seine Schwester, sie seien auf einer Mission. Es ging um was, nämlich den - Zitat - Fortbestand der Menschheit.

Menschen, die auf einer Mission sind, darf man nicht aufhalten. Man kann ihnen bloß alles Gute wünschen. Ich sitze in einem Bistro, vor mir dampft ein Pott Kaffee. Es ist einfach nur Kaffee, hier kann man noch bestellen, ohne sich erst durchs ganze Teesortiment schnüffeln zu müssen. Je näher man dem Inneren der Stadt kommt, desto schwieriger wird es, ein solches Bistro zu finden. Der Kaffee dampft, ich nippe an der weißen Keramik-tasse und mein Blick fährt an der Fassade des gegenüberliegenden Hauses hoch. Ganz oben wohnt die Frau im Pyjama. Im Geiste sehe ich sie vor ihrem Laptop sitzen, auf einer Nachrichtenseite einen regierungsfreundlichen Kommentar schreiben. Dann steht sie auf, geht rüber zu ihrem neuen Wasserspender, lässt blubberndes

Wasser in einen Plastikbecher laufen, trinkt hastig, ehe sie auf einer anderen Nachrichtenseite einen leicht abgeänderten Kommentar hinterlegt. Mein Blick fährt die Fassade wieder runter. Vor dem Haus steht mein Skoda Favorit. Die Kinder sind jetzt fort, ich konnte beobachten, wie sie sich die Kartonschutzhelme von den Köpfen rissen und davonliefen. Ob sie ihre Mission erfüllt haben oder die Sache aufgeben mussten, ich weiß es nicht. Ich bin nur ein Paketbote, was weiß ich schon vom Weltraum. Ich kenne meine Route, ich kenne die Häuser, in denen nie jemand aufmacht, mehr will ich mir nicht anmaßen. Mit meinem Skoda fahre ich die Strecke ab, anschließend ins Depot. Nach Feierabend klappe ich die Rückbank um, und schlafe schnell ein, die Erschöpfung. Mein Skoda und ich, wir haben meinen Vater überlebt und auch die Gaststätte. Manche sagen, mein Vater hätte die Gaststätte ruiniert,



andere behaupten, die Gaststätte hätte meinen Vater ruiniert. Ich glaube, er war einfach bloß ein zu guter Mensch für die Geschäftswelt, in der man hart sein muss, unerbittlich. Als er das gemerkt hat, wurde mein Vater dann zu einem abscheulichen Menschen, bloß das konnte weder ihn noch die Gaststätte retten. Ich möchte kein abscheulicher Mensch werden, das ist eigentlich alles was ich möchte. Die Welt kann ich nicht retten, das überlasse ich den Kindern und den Popstars, ich möchte bloß kein abscheulicher Mensch werden. Morgen ist Donnerstag, das ist der kleine Freitag. Ich werde schon früh ins Depot fahren und meine Pakete abholen.



Katrin Theiner, Berlin

Wenn der Brief und die möglicherweise damit verbundenen Ereignisse das Ach unter meinem Dach sein sollen, bitte. Ich meine, immerhin ist es kein Tumor. Ich werde versuchen, mich an den Zustand zu gewöhnen, an die kleinen Pfützen, die verschwinden und kreidige Ringe auf den Teppichen hinterlassen. Die Rinnsale, die sich in den Macken der weißen Linoleumplatte sammeln und lautlos von den Eichenkanten fließen, wenn sich meine Ellenbogen zwischen Computer, Teller und Papierstapel schieben und sich mein kauender Bart in die Handflächen bohrt. Die kleinen Tropfen auf Messer und Gabel, die sich im Silber spiegeln und an den Griffen abperlen. Ertrunkene Lebensmittel. Die Wäsche auf den Heizungen. Nasse Handtücher auf den Böden, das klumpig gewordene Kaffeepulver in der Dose, Kekse wie klammes Moos, ros-

tende Türgriffe, Wasserflecken auf dem Display und die aufgeweichten Blättchen, in denen feuchter Tabak zwischen den Funken löscht. Ich weiß, dass man mit solchen Behauptungen äußerst vorsichtig sein muss, aber all das Klamme muss das Ergebnis einer Verdichtung von irgendwas sein, einer Veränderung der Aggregatzustände, durch die meine Poren versuchen, mich und meine Welt zu säubern, wachzurütteln oder einzuweichen, bis ich mich komplett aufgelöst habe und durch ihr haariges Knäuel im Abflusssieb verschwinde. Wohin? Ich weiß es nicht. Ich kann nicht mal schwimmen. Zugegeben, Briefe sind die Taschentücher der großen Tränen, aber in welchem Zusammenhang der Brief mit den Ereignissen in meinem Gesicht und meinem restlichen Körper steht, lässt



sich auch mit einer Lupe nicht rausfinden.

Von außen sehen meine Nasenlöcher völlig gleich aus. Links und rechts wölbt es sich apfelkernförmig nach oben, ein zartrosa Teil meiner Nasenscheidewand ist freigelegt, dazu ein paar kleine Haare, die ich angewidert rausgerissen habe. Es waren diese wenig beachteten Körperöffnungen, die wie leere Sprechblasen aussehen und die mich zum ersten Mal denken ließen, ob es meine Wahrnehmung war, die sich veränderte oder ein medizinisches Wunder, das in der Mitte meines Gesichts begann. Nach reiflicher Überlegung gab es aber nur eine einzige Erklärung, die nicht weniger bedeutete, als dass es einfach die Welt war, die mir neue Paragraphen ihrer Gesetzmäßigkeit zu zeigen versuchte. Zugegebenmaßen hat mich der Gedanke zunächst verschreckt, dass etwas Befehle geben konnte, die mein Körper ausführte, ohne es mit mir abgeklärt zu haben. Ich kann-

te weder die Regeln, hatte kein Gegenmittel und offenbar war es keine Verbesserung, sondern ohne Zweifel eine weitere Verschlechterung meiner Welt, in der mich Annemarie, die sagte, ich sei ein Riesenarsch, nie mehr küssen würde.

Als ich vor dem Spiegel stand, mit offenem Mund und dem gewachsenen Faden, der durch meine Zahnzwischenräume schnitt, kündigte sich die neue Beschaffenheit meiner Welt mit einem kleinen Tröpfchen an, das sich den Weg aus den Nebenhöhlen in Richtung Oberlippe suchte. Die Speisereste, die wie aufgehängte Wäsche an der gewachsenen Leine zwischen meinen Backen baumelten, lenkten meine Konzentration auf sich, weshalb ich die Feuchtigkeit für herkömmliches Nasensekret hielt, das nach einem kurzen Griff im Taschentuch verschwand. Den Zellstoff in meiner Faust verschlossen, spürte ich zum ersten Mal diese eigenartige Nässe



über die Papillarleisten meiner Fingerkuppen rinnen, durch meine Handinnenfläche hinein in meine verfilzte Lebenslinie und über den Handrücken, bis sie zu meinem Handgelenk floss und zu tropfen begann. Im Badezimmer Nasses zu spüren, schien mir nicht besonders eigenartig zu sein und der zarte Fluss aus meiner Nase hatte sich bereits beruhigt, als ich das aufgelöste Taschentuch, das sich Schicht für Schicht mit Wasser vollgesogen hatte, ins Waschbecken pflatschen ließ. Dann erst merkte ich die Kälte an meinen Füßen, die mich dazu zwang, nicht weiter zu ignorieren, dass es Leckagen an meinem Körper geben musste. Mein Blick wanderte über meinen Bauch, vorbei an der Linie aus Haaren, die in krausem Nest endend mein Geschlecht umrahmte, über meine Beine, bis nach unten zu der heruntergelassenen Boxershorts auf meinen Füßen, unter der sich bereits nasse, dunkle Ringe um Zehen und Fersen auf dem Badezimmerteppich abzeichneten.

Ich lud mein Gewicht auf die Hacken, die in die Feuchtigkeit des Vorlegers einsanken und lehnte mich gegen die kalten Fliesen. Mein Körper war angespannt. Anders angespannt. Nicht diese Art von Angespanntheit, zu der mein Arzt sagt, sie werde bleiben, wenn ich nicht lerne, loszulassen. Heute war es als würde sich mein Knochengerüst und meine Muskulatur zu einer wasserundurchlässigen Kugel zusammenziehen, in der sich eine Quelle verbarg. So etwas wie ein innerer Fluss, der durch die großporigen Bachläufe meiner Haut auszutrocknen drohte. Mit einem Ruck löste ich mich von der kalten Wand und spürte Herden von Tropfen wie Tiere auf meinem Rücken umherkriechen. Nasses schien sich an den Stellen meines Körpers auszubreiten, die etwas berührten. Dazu ein nie dagewesenes Gefühl von Unbehagen, das mich an der Zimmerdecke vergewissern ließ, ob ich nicht das Opfer einer Täuschung gewor-



den war und vielleicht ein Wasserschaden in der oberen Wohnung irgendwie dafür verantwortlich sein konnte, dass ich den Eindruck bekam, mein Körper würde großflächig auslaufen und Flüssigkeiten verbreiten. Ich hob meine Füße aus der Teppichpfütze und meine gespitzten Zehen beeilten sich, meine schockstarren Beine zum Badewannenrand zu befördern, meine einzige Idee, um der seltsamen Absonderung, die meine Haut vollzog, auf den Grund zu gehen. Ich rollte mich über den Rand auf die kalte Emailleschicht, die meinem frierenden Körper eine Gänsehaut abverlangte und für einen weiteren Wasserschub an Arm und Hüfte sorgte. Noch bevor ich den Hahn betätigen konnte und der Duschkopf Lauwarmes auf mich abgab, hatte sich bereits ein erstes Pfützchen unter mir gebildet. Erst als der harte Strahl meine Haut stellenweise errötete, schlug ich auf den Hebel, warf den Duschkopf beiseite und hoffte, dass es noch nicht zu spät war.

Ich zwängte mich auf die Seite, meine Knie schlugen hart auf die Wände, der Duschvorhang klebte an meinem Rücken und wie ein Aal in einem kleinen Eimer wand ich mich auf den Bauch, die Beine angewinkelt und die Füße in die Luft gestreckt. Meine Unterarme stützten sich auf den rutschigen Untergrund und ich starrte in dieses Nass aus meinem Körper, das sich mit warmem Leitungswasser und Grünspan vermischt hatte und sich in kleinen Wellen über meinen Handgelenken schloss. Durch das schmale Fenster traf milchiges Licht auf das kleine Pfützchen, in dem sich die untere Seite meines Körpers schlängelte. Ich fror, starrte in die feuchte Absonderung und hörte auf, mich zu bewegen, bis aus dem wirbelnden Nass eine glatte Fläche wurde, aus der mein nackter Körper herauswuchs. Meine Nase näherte sich dem verschwommenen Spiegel, hielt inne und nahm den süßlichen Duft auf, der ihr entgegenströmte.



Ich tauchte langsam ein in die vertrauten Nuancen meiner abgetauchten Ex und starrte mit geöffneten Augen in das, was aus meinem Körper geflossen war. Als mein Atem verbraucht war, zog ich den Kopf zurück und wie es in plätschernden Rinn-salen über Haaransatz und Gesicht lief, tastete meine Zunge vorsichtig die Lippen ab, um dann widerwillig die Spitze in das Pfützchen einzutauchen und peinlich berührt stellte ich fest, dass ich den süßlichen Geschmack in meinem Mund mochte.

Ich verließ die Badewanne, rieb meinen frierenden Körper mit einem Handtuch ab, was mehr ein Verteilen der Flüssigkeiten war. Ich sank auf den Badezimmervorleger, legte mich auf den Rücken, streckte die Arme unter den Waschbeckenschrank, umschloss mit den Beinen die Toilette und ließ mich hineinfließen in den vollgesogenen Teppich, der eine betäubende Wärme abgab. Ich rollte mich auf den Bauch und meine Finger tasteten

über die Fugen der Fliesen, machten spritzende Geräusche in den kleinen, gefüllten Rillen. Ich hielt inne, auf ein Plätschern oder Glucksen wartend, das nicht einsetzte und es war ein unstillbarer Durst, der meine fließenden Gedanken abschnitt, die sich nicht einig wurden, ob es einen Schuldigen oder eine Schuldige für all das gab. Flexibilität ist eine Sache der Auslegung. Die Reise nach Ungarn hatte zweifelsohne sie beschlossen und gleichermaßen die Abschaffung meines alten Fernsehers, der für ein paar Minuten zum Mitnehmen auf der Straße stand und mit dessen Verschwinden, ja, es muss in etwa zum gleichen Zeitpunkt gewesen sein, Menstruationstassen in meinem Bad aufgetaucht waren. Um Flexibilität kann es bei der Sache nicht gehen. Das kann ich. Sofern die von mir geforderte Flexibilität einem Hauch von Gesetzmäßigkeit folgt. Der Wunsch nach Gesetzmäßigkeiten ist



tief in mir verankert, weshalb mich neben der Tatsache, dass ich mich zu einem menschlichen Wasserfall entwickelt habe, besonders die unvorhersehbaren, unregelmäßigen, ja, nennen wir es Anfälle, stören, die mich überraschend und in nicht messbaren Abständen heimsuchen.

Nachts sperrt sich mein kantiger Hinterkopf gegen eine asphaltierte Senke, in der sich Regenwasser und Dreck zu einer schwarzen Pfütze zusammengetan hatten. Meine Haare strecken sich ins Nasse, das Gewicht meines Körpers drängt die Flüssigkeit in Richtung Rücken. Mein T-Shirt saugt, ein Flüssigkeitsganzes umschließt mich. Ich wache schwitzend oder tropfend auf. Ich erkenne den Unterschied nicht, warte, dass Tag wird. Im Wohnzimmer liegt eine alte Matratze, auf der ich mich größtenteils aufhalte, um die Schäden des Ganzkörpereinnässens gering zu halten. Ich ärgere mich über nasses Vinyl. Ein Tropfen ist

unbemerkt geblieben. Es knackt und die Nadel zerteilt ihn in viele Spritzer, die sich über mehrere Rillen ausbreitet. Rio Reiser lallt, die Gitarre verrutscht. „Macht kaputt, was euch kaputt maaaaacht“. Das zweite „macht“ ist viel zu lang. Die Pflanzen brauchen Wasser. Gummibaum, Ficus, Madagaskarpalme. Ich starre sie von meiner Matratze, ach was, meiner Wohnwindel, an. Ich kann das hungernde Grün nicht gießen, schaffe es nicht, schaue ihnen zu, wie ihre Blätter an Kraft verlieren, die Spitzen braun werden. Dahinter beschlagene Fenster. Seit drei Tagen denke ich über mein Unglück nach. Was, wenn ich eine Steckdose anfasse und einen Stromschlag bekomme? Was, wenn mein Körper nachts die Wohnung flutet und ich im Schlaf ertrinke? Oder verdursten? Ich könnte nachts verdursten. Ich bin beunruhigt, stelle mir vor, das Wasser würde nicht aus mir herausperlen, sondern sich lang-



sam zwischen meinen Organen stauen, meinen Bauchraum fluten, den Kern meines Wesens aufweichen, mein Sonnengeflecht erkalten lassen und Tag um Tag ansteigen, bis ich irgendwann vollkommen angefüllt wäre, wie ein Aquarium. Wobei ich nicht weiß, welche ausfallende Körperfunktion mir letztlich das Ende bereiten würde. Der letzte Anfall ist zwei Tage her. Die Unruhe wächst.

Auf dem ungeöffneten Umschlag ist die Tinte verschwommen. Meine Hände zittern, Brechreiz im Hals. Die Feuchtigkeit hat das Papier welken lassen. Bevor ich das Blatt auseinanderfalte, strömt ihr Duft heraus. Ich sehe ihre zerfleckte Schrift. *Ruf mich nicht mehr an. Ich liebe dich nicht mehr.* Feuchtigkeit im Magen, der Blase, im Hals, im Kopf. Mein Schluchzen zerkreischt Rios Stimme, mein Gesicht tränennass. Unter mir alles trocken.



Vielleicht zu träumen

SEITE 31

Gunnar Kaiser, Köln

Er sieht sie am Himmel, bis sie fallen.
Eine Gruppe Wildgänse wie ein Bumerang,
schwebt bis zum anderen Ende der Wolken,
stürzt den Horizont hinab. Wildgänse-
himmel hätte er früher gesagt, als sie
noch lebte. Jetzt blickt er von der An-
höhe über das Feld, über das Dorf, über
den Wald, den der letzte Sturm entlaubt
hat, und sagt Vögel am Horizont.

Er lehnt sich an den Stamm und malt,
kneift die Augen zu einem Spalt zusam-
men, verscheucht die Fliegen mit dem
Pinzel. Über den Fichten stürzen die
Gänse weiter den Horizont hinab, als
hätten sie nichts gelernt, und über den
Fichten enden auch die letzten dunklen
Wolken.

Er hört Musik aus der Ferne, wendet den
Kopf. Ein Autoradio spielt eine Instru-
mentalversion von *All You Need Is Love*
und John wird schließlich vom Brummen

des Motors übertönt, als der rostbrau-
ne Kadett vor seiner Staffelei hält.
Verdammtes Arschloch, denkt er, fast
hätte er sie umgefahren. Der Motor ver-
stummt, die Musik ist wieder zu hören,
das Fenster der Fahrertür wird run-
tergekurbelt. Das Geräusch von Pinsel
und Palette, die auf den Kiesweg fal-
len, klingt wie das ferne Schnattern
einer Gruppe Wildgänse. Sein Anblick
erschreckt ihn, obwohl er niemand an-
deren als ihn in dem Kadett erwartet
hat.

„Was ist?“ ruft der Mann. „Steig ein.“
Er will Pinsel und Palette wieder auf-
heben, doch er spürt die Schmerzen in
Rücken und Beinen, das Sitzen würde
ihm guttun, nach den langen Morgen-
stunden vor der Staffelei, mit einer
halben Kanne Kaffee und ohne etwas zu
essen.



Ich komme schon. Ich höre dich ja. Du musst nicht so schreien.

Der Mann stößt von innen die Beifahrertür auf, während er langsam, mit einem letzten Blick auf die Leinwand und sich die Hände an den Hosenbeinen abwischend, um Pinsel und Palette herumgeht und in den Wagen steigt.

Innen ist es warm und riecht nach Pfefferminz. Er berührt das blassgrüne Duftbäumchen, das vom Rückspiegel baumelt und denkt plötzlich wieder an sie. Das hat er gewusst, denkt er, wenn der Mann wieder auftaucht, dann werde ich auch sie nicht mehr los. Im Spiegel sieht er den Kiesweg und den Fichtenstamm auf der Anhöhe, und die Staffelei, die langsam im Wind schwankt und schließlich umfällt. Er sinkt in die weichen Polster des Beifahrersitzes und schließt die Augen. Der Kadett fährt gemächlich und ruhig.

Bist wieder aufgetaucht. Hast mich gefunden, na schön. Hättest nicht gedacht,

dass ich noch arbeite, nach allem, was? Als wir noch zusammen waren, da habe ich dir einmal gesagt, auch sie würde mich nicht vom Arbeiten abhalten können, egal, was passiert. Und jetzt sieh, ihr habt mich sogar erst richtig dazu gebracht, du und sie.

Er lehnt sich nach vorne und verstellt den Sender, versucht nicht, sein Zittern zu unterdrücken, fällt wieder zurück in den Sitz.

Nun, sagt der Mann, lächelt und schiebt ihm ein Pfefferminzbonbon zu. Wohin zuerst? Nein, lass mich raten. Zu ihr. Zu ihr. Immer zuerst zu ihr.

Der Kadett verlässt den Kiesweg und biegt in eine breite Landstraße ein. Er hat die Augen geschlossen. Er hält sich am Türgriff fest, als könnte der Mann ihn einfach rauswerfen, als könnte allein diese unbemerkte Geste seinen letzten schwachen Willen bekräftigen, sie wiederzusehen. Von ihr gesehen zu werden. Mit ihr zu sprechen.



Aber der Mann wirft ihn nicht raus. Kaut weiter auf seinem Bonbon rum und schweigt. Er riecht Pfefferminz, wendet den Kopf ab und sagt in die Scheibe hinein: Dann werden wir schon sehen. Nach Mittag hält der Kadett auf einer Raststätte, er muss pinkeln, der Mann muss tanken, beide treffen sich im Restaurant an der Selbstbedienungstheke wieder. Er sitzt mit ihm am Fenster, schaut sich die vorbei fahrenden Autos an und isst weiche Spaghetti mit kalter Tomatensauce. Der Mann erzählt von ihr, von ihrer Krankheit, von ihrer Vergangenheit. Er erzählt davon, wie oft sie von ihm spricht, jetzt wo sie im Sterben liegt, und wie oft sie an ihn gedacht hat, als sie noch nicht krank war. Er isst hastig mit offenem Mund, die Tomatensauce tropft ihm auf die Hose, seine rauchgelben Zähne klappen aufeinander, immer wieder blickt er unsicher hoch zur Wanduhr. Der Mann lässt sich of-

fensichtlich nicht beirren von seiner halb vorgetäuschten Hast.

Wozu jetzt noch eilen, fragt auch er sich jetzt.

Später fahren sie weiter, das Auto ist immer noch warm und riecht noch immer nach Pfefferminz. Jetzt sitzt er am Steuer und hört sich alte Beatles-Songs an, während der Mann auf dem Beifahrersitz schläft. Als er aufwacht, fällt sein Blick auf sein müdes, eingefallenes Gesicht.

Ganz habe ich das nie verstanden. Was zwischen dir und ihr wirklich gewesen ist, meine ich, ich habe immer nur ihre Geschichten gehört. Ihre Erzählungen, dass du von morgens früh bis spät nach Sonnenuntergang gearbeitet hat, ohne dich um was zu kümmern. Trinken und rauchen und arbeiten und so.

Er hält den Blick auf der Straße und schweigt. Ich habe nicht getrunken. Nicht so, wie man trinkt, wenn man Trinker ist, denkt er und überlegt, ob



er ihm das sagen soll. Er überlegt, ob er ihm von seinen Bemühungen erzählen soll, seine Bilder zu verkaufen, die Ausstellungen zu organisieren, Galeristen zu gewinnen, der ganze Scheiß. Wie er von Stadt zu Stadt gereist ist. Und sie sagt, es hätte ihm Spaß gemacht. Er will ihm von seinem Sohn erzählen, was er für ihn getan hat, wie er für ihn da war, wie er Vater war. Und wie sie irgendwann das Interesse an ihm verloren hat. Er will ihm sagen: Sie ist gegangen, weil ich sie in Ruhe gelassen habe. Ich hab sie machen lassen, was sie wollte, und du warst den ganzen Tag nur für sie da und hast ihre Sachen gelobt. Das wollte sie immer. Jemanden, der ihre Arbeiten lobt, der sie lobt, nicht jemanden, der sie liebt.

Doch er schweigt. Er denkt an sie. Er denkt an die Zeit mit seinem Sohn. Er will jetzt schlafen, einfach schlafen, vielleicht träumen und dann aufwachen und bei ihr sein, ein letztes Mal. Er

dreht die Kassette rum und glaubt, dass er das alles schon mal erlebt hat. Sie wird daliegen und unaufhörlich erzählen, ihn anblicken, leidend und herzlich. Zu spät, denkt er, zu spät. Es war schon von Beginn an zu spät dafür.

Sie schläft, als sie eintreten. Atmet tief und regelmäßig, wendet den Kopf im Traum. Ihre Haare fallen ihr übers Gesicht. Irgendwann wacht sie auf und lächelt. Er ist verlegen. Weiß nicht, was er tun soll. Überlegt sich, was er sagen würde, an ihrer Stelle - Du bist da, wir haben uns so lange nicht - was hast du bloß die ganze Zeit - all die Jahre - und jetzt sehen wir uns, unter diesen Umständen ...

Carolin lächelt weiter und er weiß nicht, ob sie ihn erkannt hat, ob sie überhaupt sprechen kann, sieht zu dem Mann, jetzt ist es ihr Mann, hinüber. Ihr Mann blickt zu Boden und fährt



sich mit der Zunge über die Oberlippe. Das muss er jetzt also allein machen. Irgendwann kommt halt der Moment. Danach geht alles wie von selbst. Denkt er.

Sie schläft wieder ein, ohne dass das Lächeln auf ihrem Gesicht verschwindet. Dieses gemeine Lächeln. Ihr hinterhältiges, überrumpelndes Lächeln. Nicht einmal jetzt will sie es verbergen. Nicht einmal jetzt will sie von mir ablassen. Dieses Lächeln, denkt er. Wie lang ist dieses Lächeln schon her? Während du schläfst, sehe ich dich an, beobachte dich, hinter mir sitzt dieser Mensch, mit dem du zusammenleben wolltest, weil er dich nicht in Ruhe gelassen hat. Aber es gab eine Zeit, da war das alles gut, dass ich arbeiten konnte, dass ich in meinen Sachen verschwunden bin, dass ich mein eigenes Leben hatte wie einen eigenen Traum. Während du schläfst, sehe ich dich, sehe ich ihn,

sehe ich mich und denke daran, wie es war, als du noch lebstest.

Und er denkt daran und schließt die Augen und dann fängt er auch an zu schlafen. Vielleicht zu träumen.



Dem Mond ist das egal

SEITE 36

Michael Gaschler, München

Da ist dieser Vollmond, wie aus einem skandinavischen Film hochgeladen.

Ein jemand auf der anderen Straßenseite kommt auf die wahnwitzige Idee, diesen zu fotografieren und ich hasse ihn jetzt schon dafür. Und auch mich ein wenig, weil ich den Mond mit einer Film-Szene assoziiere. Ich Opfer, ich. Der Mond kriecht die Ruhe weg habend hinter dem Haus hinunter und wird sehr wahrscheinlich an nichts denken.

Oooohh ... der Mooond, raunt es durch die Reihen, sie küssen sich gegenseitig mit Zunge und tragen ihre Kleinkinder, die Wunderkerzen hochhalten, dabei Huckepack. Eigentlich gehören die alle ins Bett.

Den Mond umweht immer ein Charme, als hätte er Schal und Zylinder bereits auf einem Steinway-Klavier abgelegt. Er lässt uns aufblicken und erinnert uns

daran, wie unwichtig wir mit unseren Problemen sind, nur wer braucht dafür schon ein kosmisches Post-it?

Seine Message hat mich noch nicht ergriffen. Ich komm nochmal rein.

Ich also auf der Straße. Guck so. Da fotografiert jemand mit seinem Handy. Was denn? Ah, ich seh' schon. Den Mond. Ist er jetzt abnehmend oder zunehmend? Kann ich mir nie merken. Wie bitte? Gärtnerplatz, ja sicher, Moment, äh, da gehen Sie ans Ende der Straße und dann kommen Sie direkt darauf zu. Wo war ich? Super, jetzt hat die dumme Kuh mir meine romantischen Gedanken über'n Haufen geworfen. Ich komm nochmal rein. Ouvertüre Tristan und Isolde.

Auftritt ich. Brücke. München. Nacht. Ich guck so. Auf der anderen Straßenseite telefoniert jemand. Unter dem



Mond. Diese Szene erinnert mich an einen dänischen Horrorfilm. In diesem wäre der Typ dann ein Serienmörder. Vielleicht ist er das ja auch. Auf jeden Fall geht er gerade Richtung Gärtnerplatz und folgt einer Dame.

Und nu? Selbstgefälliges Schweigen. Die Wunderkerzen sind aus, die Kinder verhalten sich ruhig.

Was willst du von mir? Ja Leute, das frage ich allen Ernstes den Mond. Und nun, da der Begriff Mond durch meine Abnutzung seinen Sinn zu verlieren droht, erinnere ich mich.

Ich war noch jünger, ich ging da öfter nachts durch die Straßen, alleine. In einer anderen Stadt. Und ich hatte ja keine Ahnung, wie fremd alles noch werden würde. Ich hätte es begrüßt, wenn sich jemand mit mir mal unverbindlich zum Plaudern einbefunden hätte, aber so viel Glück hatte ich nie. Sprach mich jemand an, so zuckte ich auf. Dann ging ich weiter und wollte in der Straße al-

leine sein zum Weinen, und das tat dann irgendwie gut, aber schön war das nie. Ich hatte die gleichen Aussichten wie ein Schiffbrüchiger, also mehr als mir lieb waren. Und gerade meine erste Syphilis überstanden, die eine Narbe auf meinem Blutbild hinterlassen würde. Und nur noch eine einzige Zigarette. Und sehr wenig Kleingeld. Wenn ich vom Mond etwas empfang, dann den Ratsschlag, mich besser aufzulösen. Und das gelang mir dann auch, schließlich war ich im Training, ich wurde unsichtbar. (Diesen Kniff habe ich seitdem verfeinert und ich wende ihn heute nur noch gezielt an.) Ich war damals dem Mond dankbar für den Tipp und er wollte noch nicht mal Trinkgeld.

Vielleicht ahnen Sie, worauf ich hinauswill. Und kneifen vor der anstehenden Fremdscham die Augen zusammen, wie vor dem Aufziehen dicken Nebels, denn Sie haben Recht, diese Metapher wird wehtun. Es geht los.



Ich war so einsam wie der Mond. Wie viele andere auch. Ein Kind fängt an zu weinen. Und ich könnte es noch um einiges weiter treiben und den Begriff Weltschmerz mit einbauen, wir einsamen Arschlöcher regeln das so, aber diesen Stuss umgehe ich geflissentlich. Sie haben dennoch richtig gehört. So einsam wie der Mond. Diese Wahrheit tut auf verschiedenen Ebenen weh, aber da müssen wir jetzt alle durch.

Gerade wenn man akzeptiert, jeder hat sein eigenes Päckchen zu tragen, muss man ständig neue Scherben aufheben, weil man in Abständen immer wieder ins selbe Auto reinfährt. Das nennt man Erwachsenwerden. Irgendwann traut man sich jemanden zu lieben, und dieser geht dann weg. Und das tut dann weh. Und man bleibt alleine zurück mit einer Traurigkeit, für die man sich auch noch schämt, weil man zu jung für diesen Scheiß sein soll. Man sucht sich bei betrunkenen Freunden Rat und macht wieder die gleichen

Fehler. Irgendwann wird man ruhiger. Was bedeutet, man geht nur noch am Wochenende feiern. Oder man ist nur müde geworden. Und dann trifft man jemanden von früher und der gratuliert einem, man habe sich so überhaupt gar nicht verändert. Und man denkt sich, dich soll der Blitz beim Kacken treffen! Und es stellt sich eine Gleichgültigkeit Menschen gegenüber ein, die glauben, sie hätten die Gebrauchsanweisungen von anderen gelesen. Und diese Gleichgültigkeit tut dann unverschämt gut. Möge sie bleiben. Oder immer öfter wiederkommen. Wann immer sie klingelt, ich koche uns Tee. Danach gehe ich spazieren und manchmal ist Vollmond. Dann fragt mich jemand nach dem Weg und ich sage, Entschuldigung, ich bin selber nicht von hier. Das sind dann die Tage, da bin ich froh, wenn ich helfen kann. Ich schaue zum Mond, er steht am Klavier mit Zigarette und tragbarem Aschenbecher. Ich könnte



jetzt eine rauchen, aber ich habe schon lange aufgehört, ihr Muschis. Ich könnte ein Foto machen, aber warum und für wen. Ich bin etwas traurig, aber gehe mir selber nicht mehr auf den Sack damit, es ignorieren zu wollen, oder mir einen attraktiveren Zustand herbei zu wünschen. Wieder einmal das Ende der Welt. Wieder alleine. Und dieses kleine innere Wärmekissen, man kann sich selber genug sein und alle peinlichen Gedanken sind herzlich willkommen, sie gehen vorbei und es werden bessere kommen.

Die Leute gehen mit ihren Kindern nach Hause, eines bohrt in der Nase, ich liebe Kinder.

Dieser Zustand wird nur eine halbe Stunde anhalten, danach werde ich wieder langsam und bedächtig mit dem Hasen weitermachen, aber dennoch, jeder fängt klein an.

Ich gehe nach Hause, der Mond ist fast weg. Mal ehrlich, etwas langweilig war er ja schon.

Ich werde mir im Bett Lieder von damals anhören und mich niemandem erklären müssen.

Und an alle, die mich jemals nach dem Weg gefragt haben: Verzeiht mir, manchmal wusste ich ihn wirklich nicht. Aber ich hoffe, ihr seid heil angekommen. Ja ohne Scheiß, das wäre schön.



DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **`www.parsimonie.de`**



Impressum

SEITE 41

Herausgeber:

ISSN: 2194-1505

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Redaktion:

Fabian Bross, Lisa Forster, Lisa Hönig, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschrift:

Fabian Bross
Leonrodstr. 77
80636 München

Hinweise zu Texteingaben finden Sie auf: www.parsimonie.de, info@youknowit.parsimonie.de

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

